



Glaubenssachen

Sonntag, 3. Dezember 2023, 08.40 Uhr

Die milde Tat
Über Opfer, Spenden und Almosen
Von Robert Schurz

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Eine Straßenszene in der Adventszeit: vor einem Kaufhaus sitzt ein Mann, dem man sein Elend ansieht. Etwas entfernt beobachtet ihn ein etwa neunjähriger Junge. Der Anblick des Bettlers löst in ihm Mitleid, etwas Angst und vielleicht auch ein Schuldgefühl aus. Denn er selbst hat ja einiges Geld in der Tasche, das gerade für eine sehr begehrte Star-Wars-Figur reicht. Und nun ringt der Junge mit sich: Soll er das Geld oder zumindest einen Teil davon dem Bedürftigen geben und auf die Figur verzichten oder einfach weitergehen? Wären seine Eltern dabei gewesen, so hätte er diese aufgefordert, dem Mann mit dem Pappschild etwas zu geben und der Fall wäre für ihn erledigt gewesen. So aber ist er auf sich allein gestellt, im emotionalen Kampf zwischen zwei Gefühlsregungen. Es ist vielleicht eine Schlüsselsituation auf dem Weg zum Erwachsenwerden. Was uns Ältere von diesem Kind unterscheidet ist die Tatsache, daß wir über Techniken, Rituale und Standards verfügen, um der Situation zumindest entspannter zu begegnen. So ist es etwa für den einen selbstverständlich, zu spenden, wenn es irgendwo in der Welt eine Katastrophe gibt. Der andere überweist zur Weihnachtszeit einen festen Betrag an eine wohltätige Organisation und ein Dritter hat einen Dauerauftrag eingerichtet und opfert jeden Monat einen Teil seines Gehalts für eine gute Sache. Nur selten geraten wir in große emotionale Konflikte oder Schwierigkeiten, wenn es um milde Gaben, Geschenke oder Opfer geht. Das Kind jedoch hat mit der Frage zu kämpfen: Was habe ich davon?

Nun, es kann zu Hause von seiner Spende erzählen und den stolz-lobenden Blick seiner Eltern genießen oder es kann stolz auf sich sein und einfach ein gutes Gefühl haben. Aber ist das für ein Kind ein guter Tausch? Wiegt eine Star-Wars-Figur nicht doch mehr als ein temporäres Gefühl?

Das Kind hat ja bereits darauf zu achten gelernt und es ist ihm auch beigebracht worden, beim Tauschen nicht zu kurz zu kommen und kein Geld zu verschwenden. Allerdings: das Lob der Eltern zählt viel. Wer etwas gibt, kann auch etwas bekommen, könnte man sagen. Und doch gibt es kulturgeschichtlich und moralisch eine Menge zu beachten, wenn es um das Geben und Nehmen geht. Zum Beispiel diesen biblischen Gedanken:

Wenn Du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler tun auf den Gassen, auf dass sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, auf dass deine Almosen verborgen sei; und dein Vater, der in dir das Verborgene sieht, wird dir's vergelten.

So ist es zu lesen im Neuen Testament bei Matthäus. Es ist eine nicht unproblematische Stelle, die in sich schon die ganze Ambivalenz und Komplexität der Gabe, des Opfers und der Almosen birgt. Zunächst wird demnach soziales Prestige als Tauschobjekt für die Gabe abgelehnt. Niemand soll von der Mildtätigkeit erfahren: nur so bleibt sie in ihrer Reinheit erhalten. Dafür wird aber ein anderes Tauschobjekt angeboten: der Lohn beim Vater im Himmel, wie es in diesem Passus ebenfalls ausgeführt wird. Das holt die Spende wieder auf die Ebene eines Tauschgeschäfts zurück und letztlich handelt es sich so gesehen um einen sehr vorteilhaften Tausch: das materielle Opfer gegen Gottes reichen Segen und die damit verbundene Aussicht auf das ewige Seelenheil. Doch obwohl bei Matthäus genau dieser Tauschhandel

angesprochen ist, wird er auch gleichzeitig wieder verworfen. Dafür steht der etwas mysteriöse Passus, daß die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte tut. Dazu muss man wissen, daß im antiken Orient und nicht nur dort, links für das Übel, das Böse steht und rechts für das Gute.

Der schottische Psychiater Maurice Nicoll, der sich eingehend mit spirituellen Fragen beschäftigt hat, hält dafür folgende Interpretation bereit.

Die linke Hand ist die tiefere Ebene, die von der Eigenliebe beherrscht wird. Was man von der höheren Ebene aus tut, muss von der niedrigeren Ebene ferngehalten werden. Wenn man Barmherzigkeit übt, indem man Almosen gibt, darf man nicht nach Lohn begehren, denn sonst handelt man von der Ebene der irdischen Welt, von einer niederen Ebene aus. Ja noch mehr: man darf nicht einmal darüber nachsinnen, was man getan hat, nicht mit sich zu Rate gehen und sich für sein vornehmes Betragen gratulieren, sonst wird das, was man getan hat, zur Verdienstlichkeit, selbst wenn niemand davon weiß.

Was hier thematisiert wird, ist die Möglichkeit einer Gabe, eines Geschenks ohne jede Erwartung, ohne jede Gegenleistung und sei es nur in Form eines guten Gefühls. Die Frage ist, ob es solche „reine Gabe“ überhaupt geben kann. Eine Gabe, die in sich nicht die Logik eines Tausches enthält und eben auch nicht die Erwartung irgendwelcher Gegengaben weckt. Es wäre die absolut freie Gabe und der Geber wäre in der Position der reinen Selbstlosigkeit. An dieser Stelle gilt es auf einen wichtigen Unterschied hinzuweisen: Zum einen gibt es die direkte Gegengabe in Form eines Gegengeschenkes, eines Prestigegewinns oder eine durch die Gabe hervorgerufene Dankbarkeit. Es gibt aber auch einen indirekten Gegenwert, der sich durch ein gutes Gefühl, ein gutes Gewissen ausdrückt. Ich verschaffe mir selbst also ein gutes Gefühl gewissermaßen als Gegenwert zur erbrachten Gabe. Einige Philosophen haben daraus sogar die Idee entwickelt, daß ich durch die Gabe mein erlebtes Leid mindere. Mein empfundenes Mitleid also geringer wird. Wie dem auch sei: Die Frage bleibt, was es mit diesem guten Gefühl auf sich hat und wie es sich messen lässt. Dazu ein Gedankenspiel: Wir besuchen eine Komödie im Stadttheater und zahlen für die Eintrittskarte 25 Euro.

Dafür erhalten wir ein gutes Gefühl und erleben Momente der Heiterkeit. Wie aber sieht das gute Gefühl im Falle einer Gabe, einer Spende aus? Dieser Fall ist schwieriger, denn der Spender erhält - im Gegensatz zur Theatervorstellung zunächst nichts. Er muss sich das gute Gefühl selbst verschaffen. Der Geber oder Spender wird auf sich selbst zurückgeworfen mit der Frage: Was ist mir mein gutes Gefühl wert? Und er wird merken, daß er dafür keinen festen Wechselkurs hat. Auch hier tritt wieder die Ambivalenz der Gabe hervor; das Spannungsfeld, das durch die Frage hervorgerufen wird, ob ein Geben ohne Nehmen überhaupt möglich ist. Diese Problematik betraf auch das rituelle Opfer, das in vielen Religionen lange Zeit eine zentrale Stellung einnahm. Doch schon in der jüdischen Religion wird dem Opfer ein ambivalenter Charakter zugeschrieben, der Kult darum vielfältig verstanden.

Zum einen wird es als Geschenk an Gott gedeutet, sofern das Opfer am Altar dargebracht wird, also an dem Ort, wo sich der festen Überzeugung der Gläubigen nach Gott und Mensch im Ritual begegnen. Zum anderen heißt es bei Jesaja:

Was soll mir die Menge eurer Opfer, spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und habe keine Lust zum Blut der Lämmer und Böcke.

Der biblische Gott verlangt Hingabe. Materielle Opfer entgegenzunehmen, ist für ihn nicht zwingend. Es ist ja auch in gewisser Weise paradox, Gott etwas zu geben, was er nicht braucht, was er immer schon besessen hat. So kann der Sinn der Opfergabe eigentlich nur darin bestehen, die Bereitschaft des Menschen zu signalisieren, Wertvolles und Lebenswichtiges demütig abzugeben.

Der Theologe Reiner Kaczynski stellt diese Konstellation in folgendem Bild treffend dar:

Wir stehen vor Gott wie kleine Kinder, die ihrer Mutter nur das schenken können, was diese selbst ihnen in die Hände gelegt hat.

Sprecher:

Das Kind will der Mutter etwas zurückgeben. Die radikalste Form eines so verstandenen Rückgabe-Opfers besteht in der Selbsthingabe, sofern Gott als derjenige verstanden wird, der das Leben gibt. Deutlich wird das an der Schlüssellegende von der befohlenen Opferung Isaaks. Darin zeigt Abraham absolute Hingabebereitschaft. Denn als ihm gesagt wird, er solle seinen Sohn opfern, zögert er nicht und stellt auch keine Fragen. Er ist bereit, mehr als sich selbst zu opfern, wenn man annehmen kann, daß die meisten Väter lieber selbst sterben würden, als ihren Sohn zu opfern. So sagt Abraham dann auch nicht: "Nimm lieber mich!". Nein, Gottes Wort zählt, ungeachtet der persönlichen Folgen. Aber es kommt ja bekanntlich nicht zum Äußersten. Und Abraham wird zudem reich belohnt, indem seine Nachkommen gesegnet sind und das Leben von Generation zu Generation weitertragen. Wichtiger bei dieser Geschichte ist aber, daß Abraham eben nicht von einem Tauschhandel ausgeht, sondern zum absoluten Opfer ohne erwartbaren Gegenwert bereit ist. Denn er hat eine reine Beziehung zu Gott. Dieser Punkt, daß nämlich das Opfer eine Beziehung zwischen Mensch und Gott herstellt, ist auch in anderen Religionen essentiell:

Es läßt sich sagen, dass das Geben, der >zakat< in islamischen Gemeinden bis heute ein Zeichen innerislamischer Solidarität und Barmherzigkeit darstellt. Sie ist eine religiöse Pflicht, die in enger Verbindung zu anderen Ritualen wie den täglichen fünf Gebeten steht.

So schreibt es der Islamwissenschaftler Albrecht Fuess in dem bemerkenswerten Sammelband mit dem Titel: „Opfer, Geschenk, Almosen“, der von der Theologin Alexandra Grund herausgegeben wurde. Fuess verweist also auf die Gleichwertigkeit von Gebet und Almosengabe im Islam und beides stellt eine Beziehung zwischen Gott und Mensch her. Auch im Buddhismus wird dem Geben eine zentrale Bedeutung beigemessen und in fast allen sogenannten Naturreligionen werden Opfer dargebracht. So schreibt Alexandra Grund in der Einführung zum erwähnten Sammelband über das Opferverständnis in der japanischen Shinto-Religion:

Wo Menschen Gaben des Lebens empfangen in dem Bewußtsein, daß sie auf Kosten anderer Lebewesen leben, symbolisiert das religiöse Opfer auf rituelle Weise einen Ausgleich.

Damit wird ein wichtiger Aspekt angesprochen, der bei den Phänomenen der Gabe, des Geschenks oder des Opfers eine zentrale Rolle spielen kann: nämlich den der Schuld. Erinnerung sei an das Kind, das angesichts des Bettlers womöglich Schuld empfindet. Der Gedanke könnte hier sein: Mir geht es so gut und dem Mann geht es so schlecht, das ist ungerecht. Nun wurde in diesem Kontext oft die Dankbarkeit gegenüber Gott als Motiv für die milde Gabe angeführt: Ich schulde Gott Dank, weil es mir gut geht, und ich verwandele diese Schuld in eine Schuld gegenüber meinesgleichen, dem es schlechter geht als mir. Dieser Aspekt führt uns aber direkt zu einer wichtigen Voraussetzung des Tausch- und Schuldprinzips: nämlich zu der Voraussetzung einer Welt begrenzter Ressourcen, in der die Gaben ungleich verteilt sind. Wenn es eine unendliche Fülle an Gütern in der Welt gäbe, bräuchte niemand ein Opfer zu bringen, würde keinerlei Spende benötigt. So erhält das Geben unter Menschen seinen Sinn und seinen Wert eben nur in einer Welt begrenzter Ressourcen, in der jede Gabe eine Schuld tilgt und eine neue Schuld schafft.

Das zumindest hat der Ethnologe Marcel Mauss herausgearbeitet, der sich als erster eingehend mit dem Phänomen des Geschenks oder der Gabe beschäftigt hat. Berühmt geworden ist dabei der so genannte Potlatch, ein Schenkungsritual, das bei einigen indigenen Völkern Nordamerikas besonders ausgeprägt ist. Der Potlatch wird als spirituelles Fest abgehalten und dessen zentraler Bestandteil ist die möglichst großzügige Verteilung von wertvollen Geschenken. Zwar verpflichtet dies den Beschenkten, auch einen Potlatch abzuhalten, aber das Prinzip dabei ist nicht, eine Gleichheit herzustellen, sondern möglichst alle anderen an Schenkungsfreude zu übertreffen. Der Status desjenigen steigt, der besonders viel gibt. Bei Wikipedia heißt es demnach:

Für das soziale Gleichgewicht der indianischen Gesellschaft hatte dies zur Folge, daß es nur selten zu einer dauerhaften Häufung von Reichtümern in den Händen einzelner Personen oder Familienzweige kommen konnte.

Das passte nun nicht zur abendländischen Kultur, deren Wirtschaftsverständnis auf dem Tauschprinzip und auf Gewinnmaximierung aufgebaut ist. Bemerkenswerterweise waren es auch Missionare, die im Potlatch einen Gegensatz zum Christentum sahen.

Das Verbot wurde vor allem auf Drängen von Missionaren und Regierungsmitarbeitern erlassen, die Potlatches als verschwenderisch, unproduktiv und als Gegensatz zu zivilisierten Werten ansahen.

In dieser Begründung fällt ein Schlüsselbegriff: Verschwendung. Verschwendung hat zunächst eine negative Wertigkeit: Wenn man etwa Nahrungsmittel in den Abfall wirft, spricht man von Verschwendung, weil man keinen Gegenwert erhält. Im Gegensatz etwa zum Nahrungsmittelopfer, dessen Spur wir noch im Erntedankfest erkennen. Hier wird ein spiritueller Gegenwert angestrebt, daß nämlich Gott auch künftig das Korn segnen möge. Der französische Philosoph George Bataille hat das Konzept der Ver-

schwendung zur Grundlage seiner „allgemeinen Ökonomie“ gemacht. Verkürzt gesagt geht es ihm darum, daß archaische Gesellschaften den erwirtschafteten Überfluß verschwenden, indem sie entsprechende Werte in rituellen Festen vernichten. Verschwendung wird so als eine Art Rückgabe-Aktion verstanden. Was für den Einen nicht lebensnotwendig ist, wird der Erde, der Natur, dem Sein, dem Mitmenschen oder einem Gott zurückgegeben. Daß beim rituellen Akt der Verschwendung auch soziale Bindungen gegründet und verstärkt werden, ist ein zweiter Effekt dieses Phänomens. Man darf Verschwendung nicht sofort mit Maßlosigkeit oder Luxus gleichsetzen: wenn ein Playboy sich ein sündhaft teures Auto kauft, dann erhofft er sich als vermeintlichen Gegenwert einen gesteigerten Fahrspass oder persönliches Prestige. Erst wenn er diesen teuren Wagen mutwillig zerstören sollte, würde es sich um eine Verschwendung handeln. Die Problematik der Verschwendung wird auch im Neuen Testament angesprochen. An der Stelle im Matthäusevangelium nämlich, als Jesus in Bethanien weilt und eine Frau ihn mit einem Salbungsöl übergießt. Die Jünger murren und halten diesen Akt für eine Verschwendung. Man könne doch dieses Öl verkaufen und den Erlös den Armen geben. Die Jünger denken hier in den Kategorien von Mangel und knappen Ressourcen, die wiederum das Prinzip des gleichwertigen Tausches von Gabe und Gegengabe begründen. Jesus aber antwortet in der ihm typischen Art:

Die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit. Damit, daß sie dieses Salböl auf meinen Leib goss, hat sie mich zum Begräbnis bereitet. Wahrlich, ich sage euch: Wo immer dieses Evangelium verkündigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch von dem sprechen, was diese getan hat, zu ihrem Gedenken!

Was hier von Jesus wohl sinngemäß ausgedrückt werden soll: Die Armut, die Not können die Jünger immer bekämpfen durch die gerechte Gabe; ihn aber, Jesus, der hingegeben werden soll, der sich opfert und nichts dafür bekommt, der sich verschwendet, den haben die Jünger so nur einmal unter sich. Grundsätzlich gilt: Göttliches Geben ist immer Verschwendung, denn ein Gott bekommt nichts Gleichwertiges für seine Gaben: weder braucht er Dankesgebete noch irgendwelche Opfer. Gott verändert sich auch nicht durch menschliche Gaben, wohl aber verändern sich nach christlicher Überzeugung die Menschen, die bereit sind, zu beten, demütig zu handeln, ihren Glauben in konkrete Nächstenliebe zu übertragen, sprich zu helfen, Leid zu lindern, für Andere da zu sein. Die Erschaffung der Welt ist im Gegensatz zur Logik von Geben und Nehmen, eine reine Verschwendung. Und auch die Menschwerdung Gottes folgt auf den ersten Blick diesem Prinzip.

Man hätte es also mit zwei verschiedenen Formen der Gabe, des Geschenks, des Opfers zu tun: zum einen die Gabe, die der Logik des Mangels und des Tausches entspricht und zum anderen die Gabe, die als Verschwendung auftritt und die in gewisser Weise ein göttliches Geben ist.

Und diese Gabe bleibt nicht folgenlos. Es geschieht ja etwas: Eine so bisher nie dagewesene Beziehung der Menschen untereinander entsteht durch das Geschenk Gottes. So schreibt die Marburger Theologin Veronika Hoffmann im genannten Buch über Opfer, Geschenke und Almosen:

Solche Gabepraktiken sind Praktiken symbolischer wechselseitiger sozialer Anerkennung, die der Aufnahme, Erhaltung und Darstellung von Beziehungen dienen. Im Zentrum steht deshalb nicht ein Ding, das seinen Besitzer wechselt, sondern das Verhältnis der Beteiligten zueinander.

Man kann also sagen: im verschwenderischen Akt der Welterschaffung stellt Gott eine Beziehung zu den Menschen her. Umgekehrt versucht der Mensch durch das Opfer eine Beziehung zu Gott herzustellen. So wird Gott auch im biblischen Verständnis, am Altar zum gemeinsamen Mahl geladen, wo Gaben geopfert werden. Wenn wir nun einen großen Bogen schlagen – dann wird selbst noch in der Spende zur Adventszeit eine Beziehung zwischen Geber und Nehmer hergestellt. Der Spender zeigt mit seiner Spende, daß er den Empfänger, als Seinesgleichen anerkennt, sofern er dessen Leiden auf sich beziehen kann.

Anders ausgedrückt: Der Spender ahnt, daß es letztendlich nicht in seiner Hand liegt, ob er vielleicht auch einmal in eine ähnliche Situation geraten könnte wie der Empfänger. Und so liegt in jeder Gabe, in jedem Geschenk und auch in jeder Spende ein spirituelles Momentum, das in der Herstellung einer nicht-ökonomischen Beziehung besteht. In diesem Sinne gebe ich nicht, weil ich eine Gegengabe erwarte, sondern ich gebe, um einen sozialen Bezug jenseits materieller Interessen herzustellen.

Und obwohl ich vielleicht dafür ein gutes Gefühl, ein gutes Gewissen erhalte, geht die Gleichung nie ganz auf, denn der Wert der Gabe kann nicht mit dem Wert des guten Gefühls verglichen werden.

So wohnt jeder Spende, jeder milden Gabe, jedem Almosen immer auch eine Spur von Verschwendung inne. Eben weil sich der Wert der Gabe nicht vollumfänglich berechnen lässt. Der genaue Gegenwert bleibt in gewisser Hinsicht unklar. Seine Folgen für das Diesseits und das Jenseits sind nicht exakt vorherzusehen. So gesehen hat jede menschliche Gabe auf eine ganz eigene Weise ihren Anteil an der unvorstellbar großen Verschwendung, am göttlichen Geben nämlich. Und vielleicht ist es genau dieser göttliche Moment im selbstlosen Geben, der in uns ein gutes Gefühl erzeugt.

* * *

Zum Autor:

Robert Schurz, promovierter Philosoph und praktizierender Psychotherapeut